

Aufwachen

Ich schlage die Augen auf. Der Boden ist staubig und die Luft angenehm warm, wie an einem Sommertag, obwohl es schon sehr spät nachts sein muss. Dunkelheit umgibt mich und meine Augen brauchen einen Moment bis sie sich an die spärlichen Lichtverhältnisse gewöhnt haben. Ich habe keine Ahnung wo noch wie ich hier her gekommen bin. Meine Finger wollen sich in den staubigen Boden krallen, doch er ist zu hart und zu trocken. Meine Lippen sind ebenfalls ausgetrocknet. Hinter mir knackt es laut. Ich schrecke herum, aber ich kann niemanden erkennen. Ich höre es noch einmal knacken, diesmal schon deutlich näher. Hecktisch springe ich auf und renne in die entgegengesetzte Richtung davon. Mein Herz rast, ich kann kaum etwas erkennen und dann falle ich.

Als ich wieder zu mir komme ist es hell. Ich liege auf immer noch staubigem, ausgetrocknetem Boden. Die Sonne scheint und in meinem Pulli wird es mir langsam zu warm. Als ich mich aufsetze und die Gegend genauer betrachte fällt mir auf, dass es kein Gras, keine grünen Bäume oder irgendwelche Sträucher gibt, die ein bisschen Farbe in die trostlose Landschaft bringen würden. Stattdessen gibt es nur vertrocknete Gräser und ab und zu ein dürrer kahler Baum. Hinter mir erstreckt sich dieselbe Landschaft, doch ich kann auch noch etwas anderes erkennen. Ich springe auf, mein Kopf brummt und schon wieder fange ich an zu rennen. Als ich die weißen notdürftig aufgestellten Zelte erreiche, bin ich völlig außer Atem. Das wohl einzige bisschen Leben, das es hier gibt, liegt vor mir. Menschen in und vor den Zelten, kleine Jungs die mit alten Konservendosen „Fußball“ spielen. Die wenigsten von ihnen tragen Schuhe und ich frage mich, ob das Metall an ihren nackten Füßen nicht wehtut. Alle sind dunkelhäutig, weshalb ich mit meiner hellen Haut deutlich auffalle, doch niemand scheint mich zu beachten.

Plötzlich zuckt ein brennender Schmerz durch meinen Kopf. Als ich meine Augen zusammen kneife, taucht eine Szene vor meinem inneren Auge auf. Ich sehe mich selbst, wie ich vor unserem Schuhschrank zu Hause stehe, zwei Paar Nikes in den Händen haltend, drei weitere Halbschuhpaare und Flipflops noch im Regal stehend, während ich mich darüber ärgere, nicht die Schuhe aus der neuen Kollektion bekommen zu haben. So schnell die Szene aufgetaucht ist so schnell verschwindet sie auch wieder aus meinem Kopf und als ich die Augen erneut öffne, sehe ich wieder die „fußballspielenden“ Jungs. Ich fühle mich schuldig, vor nicht allzu langer Zeit sowas gedacht zu haben, obwohl ich mehr als genug unterschiedliche Schuhpaare besaß. Ich hätte niemals gedacht, dass ich jemals in meinem Leben so mit der Wahrheit konfrontiert werden würde. Ich als reiches wohlhabendes Mädchen, die ganz vergessen hat dankbar für das zu sein was sie hat und im Vergleich dazu die Jungs, die sehr dankbar für neue Schuhe oder einen richtigen Fußball wären.

Ich wende den Blick ab, husche flüchtig zwischen den Zelten hin und her bis ich in der Nähe einer Familie stehe. Ein Mann mit vier Kindern. Die Kinder sitzen auf dem Boden, ihre Kleider sind verdreckt. Sie sind mager und sehen sehr müde aus. Hinter ihnen steht eine alte Frau. Die Oma vielleicht? Der Mann hält ein kleines schlaffes Bündel in der Hand. Als ich mich ein paar Schritte nähere kann ich erkennen was der Mann in der Hand hält und mir stockt der Atem. Der kleine Junge, der Sohn des Mannes, ist abgemagert und kraftlos. Er schafft es nicht mehr, seinen Kopf mit eigener Kraft zu halten. Ich kann jede einzelne Rippe erkennen, obwohl ich immer noch einige Meter von ihnen entfernt stehe. Meine Augen füllen sich mit Tränen, als erneut ein heftiger Schmerz durch meinen Kopf zuckt. Dieses Mal komme ich gerade aus der Schule. Meine Mutter war schon etwas früher nach Hause gekommen und hatte gekocht. Eine Gemüsepfanne mit Reis.

„Warum hast du da Pilze, Zucchini und Mais reingemacht?“, nörgelte ich, „du weißt doch genau, dass ich das nicht leiden kann.“ Also verbrachte ich die darauffolgende Zeit damit, lustlos in meinem Essen herumzustochern und die erstbeste Gelegenheit, in der meine Mutter gerade mit etwas anderem beschäftigt war, zu nutzen, um meine gesamte Portion in dem Mülleimer zu entsorgen, direkt auf die übriggebliebenen Toasts vom Frühstück.

Der Schmerz lässt nach. Tränen rollen über meine Wangen. Zu oft hatte ich mein Mittagessen aus Protest entsorgt und mir noch nie zuvor Gedanken darüber gemacht. Vater und Sohn verschwinden gerade hinter einem Zelt. Langsam und mit verschwommenem Blick laufe ich hinterher. Ich möchte sehen dass dem Jungen geholfen wird, dass er nicht sterben muss. Ich folge ihnen bis in ein Zelt. Der Junge wird in ein Bett gelegt und während Helfer ihn an Schläuche anschließen hält der Vater die Hand des kleinen Jungen und lässt ihn keine Sekunde aus den Augen. In dem Zelt stehen überall Betten in denen Kinder liegen die genauso abgemagert oder schwer krank sind, doch mein Blick ruht ebenfalls auf dem Jungen. Sein Kopf liegt schlaff auf der Seite. Noch mehr Tränen benetzen meine Wangen. Der kleine Junge schließt seine Augen und trotzdem kann ich die Hoffnung spüren die von seinem Vater ausgeht.

Ich schrecke hoch. Meine Kleider kleben verschwitzt an meiner Haut, meine Wangen sind feucht, doch vor mir ist nicht das Krankenbett des Jungens. Kleine Sonnenstrahlen fallen durch Ritzen in meinem Rollladen und ich erkenne im schwachen Licht die Umrisse meines Schreibtisches, meines Kleiderschranks und dem Haufen getragener Klamotten auf dem Zimmerboden, sowie meine Bücher die sorgfältig über mir im Regal stehen. Es war nur ein Traum. Nur ein Traum – oder?

Tagebucheintrag:

Liebes Tagebuch, ich weiß, das Ganze war nur ein Traum, aber es hat sich so echt angefühlt. Für mich war es real und deshalb beschäftigt es mich immer noch. Ich habe viel nachgedacht, über mich, über mein Leben und über Dinge die ich, und wahrscheinlich auch noch viele andere, getan haben, ohne darüber nachzudenken. Ich denke oft an den Jungen. Ob er es geschafft hat? Ob er den Kampf zwischen Leben und Tod gewonnen

hat? Ich hoffe es. Ich wünsche es ihm und seiner Familie und ich fühle mich mitschuldig. Ich habe keinen Respekt vor der Natur, vor den Ressourcen unseres Planeten und dem Konsum, aber vor allem hab ich keinen Respekt vor meinen Mitmenschen, vor dem kleinen Jungen. Denn wie kann ich Lebensmittel wegschmeißen, während andere Menschen gleichzeitig verhungern? Wie kann ich undankbar für mein Leben im Konsum sein? Dafür, dass ich zur Schule gehen darf, während andere nichts haben und das nicht können. Es tut weh darüber zu schreiben. Aber es ist die WAHRHEIT!